

M. R. HALL
Totenstätte



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Vor sieben Jahren verschwanden Nazim Jamal und Rafi Hassan, zwei junge britische Studenten, spurlos. Wegen ihrer angeblichen Nähe zu einer islamistischen Gruppierung waren die beiden Freunde über längere Zeit von der Polizei observiert worden. Den fassungslosen Eltern wurde mitgeteilt, es sei anzunehmen, dass die Studenten ihren gefährlichen neuen Idealen gefolgt seien und sich in Afghanistan zu Terroristen ausbilden lassen wollten. Doch nach sieben Jahren ohne ein Lebenszeichen von ihrem Sohn hat Nazims Mutter Zweifel an dieser Hypothese. Jenny Cooper ist ihre letzte Hoffnung. Denn in ihrer Eigenschaft als »Coroner Ihrer Majestät« hat sie allein die Befugnis, ungeklärte Todesfälle neu untersuchen zu lassen. Doch Jenny hat noch immer mit den Dämonen ihrer Vergangenheit zu kämpfen. Dennoch entscheidet sie sich, Nazims Fall neu aufzurollen. Je stärker der politische Druck wird, desto mehr ist Jenny überzeugt, einem unglaublichen Verbrechen auf der Spur zu sein, einer Verschwörung, an deren Aufdeckung niemand gelegen ist. Doch Jenny ist bereit, bis zum Äußersten zu gehen ...

Autor

M. R. Hall, ein ehemaliger Rechtsanwalt, ist Drehbuchautor und Fernsehproduzent. Seine Krimiserie um Jenny Cooper – Coroner Ihrer Majestät – wurde von der britischen Presse mit großer Begeisterung aufgenommen. Hall lebt mit seiner Frau und seinen zwei Söhnen in Monmouthshire, Wales.

M. R. Hall

Totenstätte

Roman

Aus dem Englischen
von Claudia Franz

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
»The Disappeared« bei Macmillan,
an imprint of Pan Macmillan Ltd., London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2012

Copyright © der Originalausgabe 2010

by M. R. Hall

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagfoto: © Fine Pic, München

Redaktion: Susanne Bartel

mb · Herstellung: Str

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Made in Germany

ISBN 978-3-442-46912-3

www.goldmann-verlag.de

Für Bob und Romaine
und viele großartige Jahre

*Verhülle nicht den Spiegel, süße Amine,
Solang die Nacht nicht ihre Sterne verhüllt!
Ein zweifach Wunder siehst du dort:
Das Gesicht, das einzig schön wie deins,
Die einz'gen Augen weit und breit,
Die ohne Neid in deines schaun.*

James Clarence Mangan

1

Während der sechs Monate, die Jenny Cooper nun als Coroner des Severn Vale District arbeitete, hatte sie nur wenige Leichen zu Gesicht bekommen, die länger als ein oder zwei Tage nicht identifiziert werden konnten. Eingewickelt in ihr Leichentuch aus weißem Plastik lag die Jane Doe, wie unidentifizierte weibliche Tote genannt wurden, mittlerweile seit über einer Woche in dem unteren Kühlfach in der Leichenhalle des Severn Vale District Hospital. Da man mit den Obduktionen stark im Rückstand war, hatte noch niemand JDOIOI aufgeschnitten und untersucht.

Die Leiche war auf der englischen Seite der Severnmündung angespült worden, dort wo der Avon in den Severn floss. Die Strömung hatte sie mit sich getragen und auf einer Sandbank ein Stück flussabwärts von der Stelle, wo die Autobahn M5 den Fluss überquerte, liegen lassen. Sie trug keine Kleidung, war blond, einen Meter siebenundsiebzig groß, hatte keinerlei Körperbehaarung und war schon teilweise von den Möwen angefressen worden. Vom weichen Gewebe ihres Unterleibs und ihrer Brüste war nicht mehr viel übrig, und wie bei allen Leichen, die für eine gewisse Zeit den Elementen ausgesetzt waren, hatte sie anstelle der Augen nur noch leere Höhlen. Weil sie noch identifiziert werden musste, hatte Jenny darauf bestanden, dass man ihr Glasaugen einsetzte, deren unnatürliches Blau ihrem Gesicht nun etwas Dämmliches, Puppenhaftes verlieh.

Alison Trent, Jennys Assistentin, hatte für den späten Freitagnachmittag einen Termin angesetzt, damit einige Angehörige vermister Mädchen einen Blick auf die Leiche werfen konnten. Kurz zuvor war sie dann zu einem Supermarkt gerufen worden, wo man in einem Kühltransporter zwischen einer Ladung Rinderhälften aus Frankreich die Leichen dreier junger Afrikaner entdeckt hatte. Um die Familien nicht auf die Folter zu spannen, beschloss Jenny unwillig, ihr Büro früher zu verlassen und den Termin in der Leichenhalle selbst zu übernehmen.

Es war die letzte Januarwoche. Eisiger Schneeregen fiel schräg aus dem stahlgrauen Himmel. Obwohl es noch nicht einmal vier war, hatte sich das Tageslicht bereits verflüchtigt. Als Jenny eintraf, wartete etwa ein Dutzend Personen im Eingangsbereich der Leichenhalle, die hinter dem Krankenhaus lag. Die alten Heizlüfter waren entweder nicht angeschaltet oder defekt, und wenn sich die Wartenden, die in Paaren gekommen waren, miteinander unterhielten, konnte man ihren Atem als winzige Wölkchen sehen. Die meisten waren Eltern mittleren Alters, sie verbargen Gefühle wie Schuld und Scham hinter einer Miene von unverhohlener Panik. In ihren düsteren, von Falten durchfurchten Gesichtern stand die Frage: *Wie konnte es nur so weit kommen?*

Da kein Pathologieassistent Zeit hatte, die Leichenschau zu begleiten, war Jenny gezwungen, sich wie eine Lehrerin an die Gruppe zu wenden und sie aufzufordern, nacheinander durch die Schwingtür zu treten und bis nach hinten zum Kühlraum durchzugehen. Sie bereitete sie darauf vor, dass sie die Tote vielleicht nicht ohne Weiteres identifizieren könnten, und nannte die Kontaktdaten eines Privatlabors, das DNA-Proben nehmen und die Befunde mit denen der Jane Doe vergleichen konnte. Die Kosten hielten sich zwar in Grenzen, ließen sich aber nicht aus ihrem bescheidenen

Budget bestreiten. Pflichtbewusst notierten sich die Leute E-Mail-Adresse und Telefonnummer des Labors. Nur einer der Anwesenden verzichtete darauf, wie Jenny bemerkte. Er trug sich auch nicht in die Liste derjenigen ein, die informiert werden wollten, wenn weitere nicht identifizierte Leichen auftauchten. Der große, schlanke Mann, der etwa Mitte fünfzig sein durfte, hielt sich von der Gruppe fern. Sein schmales, wettergegerbtes Gesicht war ausdruckslos, und nur die Art und Weise, wie er sich gelegentlich durch das mit grauen Strähnen durchzogene Haar strich, ließ eine gewisse Unruhe erahnen. Jenny bemerkte seine umwerfenden grünen Augen und hoffte, dass es nicht seine Tränen sein würden, die gleich auf den gekachelten Boden fielen.

Tränen gab es immer.

Das Gebäude war so konstruiert, dass schon vorhandene Traumata der Besucher noch verstärkt wurden. Wenn sie die zwanzig Meter durch den Flur gingen, kamen sie an einer langen Reihe von Bahren vorbei, auf denen in glänzend weißen Plastikhüllen die Leichen lagen. In der abgestandenen Luft hing der Gestank von Verwesung und Desinfektionsmitteln, dazu kam ein Hauch vom Qualm verbotener Zigaretten. Eins nach dem anderen schritten drei verschiedene Paare den Gang entlang und wappneten sich für den Moment, in dem sie auf den kahlen Kopf und die Schultern der Jane Doe mit ihrer mittlerweile papierenen, gelblichen Haut hinabschauen würden. Und eins nach dem anderen schüttelten die Paare den Kopf, erleichtert und zugleich hilflos und ängstlich, weil ihnen bewusst war, dass sie sich dieser Tortur nicht zum letzten Mal unterzogen hatten.

Das Auftreten des Mannes mit den grünen Augen war anders als das der restlichen Wartenden. Seine Schritte näherten sich forsch, und seine Art war eher schroff und geschäftsmäßig. Er schien damit seine Traurigkeit und Unsi-

cherheit überspielen zu wollen. Jenny interpretierte dies als Ausdruck von Bedauern. Ohne mit der Wimper zu zucken, schaute er auf das Gesicht der Jane Doe hinab, musterte es eine Weile und schüttelte dann entschieden den Kopf. Neugierig fragte Jenny, nach wem er denn suche. Mit einem kultivierten amerikanischen Akzent erklärte er knapp, dass seine Stieftochter nach England gereist sei und sich seit etlichen Wochen nicht mehr gemeldet habe. Ihre letzte Mail habe sie aus einem Internetcafé in Bristol geschickt. Die Polizei habe ihm von der unidentifizierten Leiche erzählt. Bevor Jenny noch einen Vorwand finden konnte, das Gespräch fortzusetzen, wandte er sich von ihr ab und verschwand so schnell, wie er gekommen war.

Mr. und Mrs. Crosby trafen nach dem Pulk ein. Er war Ende fünfzig und trug einen Anzug, der auf eine höhere berufliche Stellung oder eine erfolgreiche Karriere als Geschäftsmann schließen ließ. Seine Frau war etliche Jahre jünger. Ihrem Gesicht sah man das Alter nicht an, und sie besaß die sanften Umgangsformen einer Person, die sich nicht mit harter Arbeit im Job aufreiben musste. Begleitet wurden die beiden von einem Mann Ende zwanzig, der ebenfalls Anzug und Krawatte trug. Mr. Crosby stellte ihn steif als Michael Stevens vor, den Freund seiner Tochter. Die Bezeichnung schien ihm Unbehagen zu bereiten – ein Vater, der noch nicht bereit war, das Gefühlsleben seiner erwachsenen Tochter zu akzeptieren. Jenny schenkte ihnen ein mitfühlendes Lächeln und beobachtete, wie sie die Leiche betrachteten, die Züge des leblos vor sich hin starrenden Gesichts musterten, sich einen Blick zuwarfen und dann die Köpfe schüttelten.

»Nein, das ist nicht Anna Rose«, sagte Mrs. Crosby leicht zögerlich. »Ihre Haare sind viel kürzer.«

Ihrem Ehemann schien die Begründung zu genügen. Der junge Mann hingegen warf noch einen schnellen Blick auf

den Körper, weil er offenbar klug genug war, um zu wissen, dass sich Tote auf irreführende Weise von Lebenden unterscheiden konnten.

»Die Augen sind aus Glas«, sagte Jenny. »Die Farbe stimmt also möglicherweise nicht mit der originalen überein. Besondere Kennzeichen gibt es keine. Außerdem war ihr Körper vollständig depiliert.«

Mr. Crosby warf ihr einen fragenden Blick zu.

»Enthaart«, erklärte seine Frau.

Er brummte etwas vor sich hin.

»Das ist sie nicht«, sagte Michael Stevens schließlich. »Das ist sie ganz bestimmt nicht.«

»Falls Sie sich in irgendeiner Weise unsicher sein sollten, rate ich Ihnen zu dem DNA-Test«, sagte Jenny zu den Eltern.

»Wir haben Anna Rose adoptiert«, sagte Mrs. Crosby. »Aber ich denke, dass wir für den Abgleich irgendetwas von ihr finden können. Eine Bürste würde helfen, oder?«

»Eine Haarprobe wäre perfekt.«

Mr. Crosby bedankte sich knapp und legte die Hand um die Taille seiner Frau, aber als er sie wegführen wollte, drehte sie sich zu Jenny um.

»Anna Rose ist schon seit zehn Tagen vermisst. Sie studiert Physik und arbeitet zusammen mit Mike in Maybury. Es gab keinerlei Probleme. Sie schien vollkommen glücklich zu sein.« Mrs. Crosby schwieg einen Moment lang, um sich zu fassen. »Kommt so etwas häufig vor?«

Mr. Crosby war von der Naivität seiner Frau peinlich berührt und schaute zu Boden. Mike Stevens sah unsicher zwischen den Eltern seiner vermissten Freundin hin und her. Seine Augen verrieten seine Unruhe. Er war der Situation nicht gewachsen.

»Nein. Nicht oft«, sagte Jenny. »Meiner Erfahrung nach kündigt sich Selbstmord – falls Sie darauf hinauswollen –

unweigerlich durch Depressionen an. Ich denke, wenn man einer Person nahesteht, würde man das merken.«

»Danke«, sagte Mrs. Crosby. »Danke.«

Ihr Ehemann schob sie fort.

Mike Stevens warf Jenny einen kurzen Blick zu, als hätte auch er noch eine Frage. Mochte es nun an seiner Schüchternheit oder an den familiären Gepflogenheiten liegen, er behielt sie schließlich für sich und folgte den Crosbys hinaus.

Als sie verschwunden waren, erinnerte sich Jenny vage an einen Radiobeitrag über eine junge Frau, die nicht mehr in ihre Wohnung in Bristol zurückgekehrt war. Sie hatte eine Ausbildung in Maybury gemacht, in dem abgeschalteten Atomkraftwerk, das drei Meilen östlich der Severn Bridge lag. Maybury und die anderen drei stillgelegten Atomkraftwerke an der Severnmündung waren in letzter Zeit häufig in die Diskussion geraten. Eine neue Generation von Wissenschaftlern sollte die fünfzig Jahre alten Reaktoren abbauen und neue errichten, die Regierung hatte bereits grünes Licht gegeben. Als sie die erhitzte Debatte verfolgte, hatte sich in Jenny ein pubertärer Idealismus gerührt, und sie hatte daran denken müssen, wie sie früher mit Kommilitonen zu Friedenscamps vor amerikanischen Luftstützpunkten gefahren war. Ihr kam es merkwürdig vor, dass nur eine Generation später eine junge Frau in dem Industriezweig arbeiten wollte, der für sie selbst der Inbegriff von Korruption und Gefahr gewesen war.

Jenny streifte einen Latexhandschuh über, zog die Plastikhülle über das Gesicht der Jane Doe und schob die schwere Schublade wieder zu. Nachdem die Leichenhalle fünf Monate lang nur mit unzuverlässigen Aushilfen besetzt gewesen war, würde am Montag endlich ein neuer Gerichtsmediziner eintreffen und eine volle Stelle antreten. Als Coroner freute

sich Jenny schon, dass sie bald wieder pünktlich mit Obduktionsberichten versorgt werden würde und ihre Nachmittage nicht mehr mit Dingen vergeuden musste, für die eigentlich andere zuständig waren. In ihrem Büro, dem die miserable finanzielle Situation anzumerken war, war es nicht leicht, eine gewisse professionelle Würde zu wahren, und obwohl Jenny mittlerweile ein paar hundert Leichen in jedem erdenklichen Stadium der Verstümmelung und Verwesung zu Gesicht bekommen hatte, versetzte die räumliche Nähe zu ihnen sie immer noch in Panik.

Sie entsorgte den benutzten Handschuh und eilte in die eisige Luft hinaus, so schnell ihre schmalen Absätze es zuließen. Sie hatte einen Termin einzuhalten.

Der Tod und ihre angespannte Beziehung zu ihm verschlang die meiste Zeit der Sitzungen, zu denen sie alle vierzehn Tage bei Dr. Allen in seinem Sprechzimmer im Chepstow Hospital erschien. Die Fortschritte waren langsam und die Erkenntnisse gering, aber mit den Antidepressiva und Betablockern kam Jenny gut zurecht, und auch das Verbot von Alkohol und Beruhigungsmitteln hielt sie im Großen und Ganzen ein. Obwohl sie alles andere als geheilt war, hatte sie dank der Chemie ihre Angststörung in den letzten fünf Monaten mehr oder weniger in den Griff bekommen.

Förmlich wie immer griff der jugenhafte Dr. Allen zu dem dicken schwarzen Notizbuch, das er ausschließlich für ihre Sitzungen benutzte. Er blätterte zum letzten Eintrag und las ihn aufmerksam durch. Jenny wartete geduldig. Sie hatte sich ein paar höfliche Antworten auf die Fragen nach ihrem Sohn Ross zurechtgelegt, mit denen Dr. Allen die Sitzungen für gewöhnlich eröffnete. Nach einer Weile spürte sie, dass irgendetwas anders war als sonst. Dr. Allen schien in Gedanken versunken.

»Träume ...«, sagte er. »Ich neige nicht dazu, ihnen allzu viel Bedeutung beizumessen. Normalerweise spiegelt sich nur der aufbereitete Müll des Tages darin wider. Allerdings muss ich zugeben, dass ich ein paar Dinge darüber gelesen habe.« Sein Blick blieb fest auf das Notizbuch gerichtet.

»Aha?«

»Ja. Am College habe ich mich ein wenig mit der Psychoanalyse von C.G. Jung beschäftigt, aber niemand bestärkte mich darin. Mein Professor sagte, es sei eine Sackgasse. Noch nie sei ein Patient gesund geworden, weil man die Bedeutung seiner Träume verstanden habe.«

»Heißt das, ich habe Sie zur Verzweiflung getrieben?«

»Überhaupt nicht.« Er blätterte erneut in seinen Notizen und suchte einen früheren Eintrag. »Mir ist nur wieder eingefallen, dass Sie in der Zeit, als Sie die aktuellen Medikamente noch nicht genommen haben, ziemlich lebhaft geträumt haben ... Genau, hier ist es.« Er hatte das Gesuchte gefunden. »Ein unheimlicher Spalt in der Wand Ihres Kinderzimmers, hinter dem sich ein finsterer, verbotener Raum auftut. Etwas Schreckliches lauert dort, das Sie weder sehen noch sich vollständig vorstellen können ... Unaussprechliche Panik befällt Sie, wenn Sie es beschreiben sollen.«

Jenny spürte, wie sich ihre Herzgefäße weiteten. Ihr Gesicht wurde heiß. Sie versuchte, ihre Stimme unter Kontrolle zu halten. *Ruhig bleiben, ruhig sprechen*, sagte sie sich ein ums andere Mal.

»Das stimmt. Diese Träume hatte ich.«

»Wie alt waren Sie, als sie zum ersten Mal auftraten?« Er wandte sich der leeren Seite des Notizbuches zu und war jetzt bereit und aufmerksam.

»Anfang dreißig, glaube ich.«

»Das war eine anstrengende Zeit. Sie mussten Arbeit und Muttersein unter einen Hut bringen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und wie alt sind Sie in Ihren Träumen?«

»Ich bin ein Kind.«

»Sind Sie sich sicher?«

»Ich *sehe* mich nie selbst. Vermutlich gehe ich einfach davon aus.«

»Und als Kind fühlen Sie sich hilflos? Sie geraten in Panik wegen einer Bedrohung, die sich Ihrer Kontrolle entzieht?«

Sie nickte. »Ich ahne schon, was Sie als Nächstes sagen werden.«

»Nämlich?«

»Dass der Traum nichts mit meiner Kindheit zu tun hat. Dass er nur meine Angst und mein Gefühl der Ohnmacht widerspiegelt.«

»Das ist eine Interpretation.« Er machte ein langes Gesicht, weil sie seine Theorie so mühelos vorweggenommen hatte.

»Stimmt. Trotzdem bleibt die Tatsache, dass ich an die Zeit, als ich vier und fünf war, keine Erinnerungen habe. Und erzählen Sie mir bitte nicht, dass ich mir die Gedächtnislücke nur einbilde.« Sie starrte ihn auf eine Weise an, die ihm zu denken gab.

»Einer bestimmten Schule zufolge lässt so etwas auf einen unterbewussten Verteidigungsmechanismus schließen«, sagte Dr. Allen dann. »Dieser erzeugt einen Puffer, wenn Sie so wollen, und in die Leerstelle projiziert das Bewusstsein dann einen glaubwürdigen Grund für sein Leid. Ein intelligenter, rationaler Verstand wie der Ihre – so die Theorie – würde eine Geschichte konstruieren, die vor allem den Ansprüchen einer logischen Erklärung gerecht wird. Während der Schmerz also anhält, muss sich der Verstand mit der Vorstellung abfinden, dass die allem zugrunde liegende Ursache unentdeckt bleibt.«

»Das bleibt sie ja auch«, unterbrach sie ihn.

»Was ist aber, wenn wir nach der falschen Ursache suchen? Vielleicht ist sie ja ganz einfach – bloßer Stress zum Beispiel?«

Jenny dachte über die Möglichkeit nach, obwohl ihr durchaus bewusst war, dass Dr. Allen sie vielleicht nur in die Irre führte. Wollte er sie mit einem neuartigen Gedanken ablenken, bevor er die entscheidende Frage stellen würde, wenn sie gerade nicht auf der Hut war? Sie wartete darauf, dass er weitersprach, aber es kam nichts.

»Was meinen Sie dazu?«, fragte er dann. Seine Augen glänzten angesichts der genialen Einfachheit seiner Diagnose.

»Gleich werden Sie mir vorschlagen, dass ich Urlaub machen oder den Job wechseln soll.«

Seine Stimme bekam eine strenge Note. »Um ehrlich zu sein, haben Sie sich hartnäckig geweigert, eine dieser altbewährten Methoden auch nur in Betracht zu ziehen.«

Jenny strich ihren Rock glatt, um ihre Niedergeschlagenheit zu verbergen. »Ist das die höfliche Art und Weise, mir mitzuteilen, dass wir alles ausgeschöpft haben, was man sinnvollerweise für mich tun kann?«

»Ich möchte nur das Naheliegende ausschließen.«

»Und dann?«

»Wenigstens ein etwas längerer Urlaub ...«

»Ich werde Ihnen sagen, was im Urlaub mit mir geschieht. Alles kehrt zurück – die Angst, die unerwünschten Gedanken, die irrationalen Befürchtungen, die Träume ...« Sie machte eine Pause. Die Zunge fühlte sich schwer an in ihrem Mund, jüngster Zuwachs auf der stetig wachsenden Liste von Nebenwirkungen.

»Was ist los, Jenny?«

Sie sah die Tränen schon in ihrem Schoß landen, noch bevor sie in ihren Augen aufstiegen.

»Warum weinen Sie?«

Es gab keinen unmittelbaren Grund dafür, nur ein vages, vertrautes Angstgefühl, das sich ihrer bemächtigte, so als würden sich riesige Hände um ihren Verstand legen und ihn ersticken. »Ich weiß nicht ...«

»Das letzte Wort, das Sie gesagt haben, war *Träume*.«

Noch mehr Tränen. Die unbestimmte Angst wurde schlimmer. Ein Schauer lief ihr über den Rücken, und ihre Hand zitterte, als sie sie nach der stets griffbereiten Schachtel mit den Papiertaschentüchern ausstreckte.

»Erzählen Sie mir von Ihren Träumen.«

Sie schüttelte den Kopf. Die Medikamente hatten die Träume verschwinden lassen – oder Jenny vor ihnen geschützt. Dann aber blitzte etwas in ihrer Erinnerung auf, ein einzelnes Bild, das sich mit ihrer Angst verband und ein weiteres Zittern auslöste. Wie ein Elektroschock durchzuckte es ihren Körper.

»Sie hatten einen Traum?«

»Ich hatte einen ... denselben ...« Ihre Worte quälten sich zwischen erstickten Schluchzern hervor.

»Wann?«

»Vor vielen Jahren ... Ich war neunzehn ... zwanzig ...«

»Erzählen Sie mir davon.«

»Da ist ein Garten.« Das Bild stand ihr klar vor Augen. »Und viele Kinder. Kleine Mädchen mit Röcken und Zöpfchen ... Sie gehen in Dreiergruppen hintereinander her, halten sich an den Händen und hüpfen. Die Stimmung ist fröhlich. Dann ...« Sie presste das durchgeweichte Taschentuch an ihre Augen. »Dann bleiben sie stehen. Immer zwei Mädchen aus den Dreiergruppen halten ein Seil in der Hand. Das dritte springt ... Und wenn das Seil über seinen Kopf schwingt, verschwindet es.«

»Wer verschwindet?«

»Die Mädchen in der Mitte.«

Dr. Allen schrieb etwas in sein Notizbuch. »Wohin verschwinden sie?«

»Wohin? Ich habe ... Ich weiß nicht ... Da ist nur ein *Nichts*.«

»Und die Mädchen, die zurückbleiben?«

»Die scheinen nichts zu bemerken.«

»Das ist alles?«

»Ja.« Jenny atmete tief ein. Die Welle der Angst ebte langsam ab und ließ sie benommen zurück – wie gestrandet. Sie schaute aus dem Fenster und sah, wie der Regen im gelblichen Licht auf die öde Grünanlage fiel.

»Wie alt waren Sie noch mal, als Sie diesen Traum hatten?«

»Ich habe studiert ... Er kam immer wieder. Ich kann mich erinnern, dass er mich tagelang belastet hat, obwohl es doch eigentlich eine sorglose Zeit hätte sein sollen.«

»Was bedeutet er Ihrer Meinung nach?«

Sie schüttelte den Kopf. Sie wollte an dem Glauben festhalten, keine Ahnung zu haben, aber die Worte bildeten sich wie von selbst und sprudelten fast gegen ihren Willen aus ihr heraus. »Für alles, das existiert, gibt es ein Nichts. Jeder Gegenstand verweist auf seine Abwesenheit ... Es ist nicht der Tod, vor dem ich Angst habe. Es ist die *Leere*.«

»Die Angst zu verschwinden?«

»Nein.« Sie hatte große Mühe, ihren Gemütszustand in Worte zu fassen. »Eher die Angst, dort zu sein, wo nichts ist ... Und nicht dort, wo alles ist.«

Dr. Allen machte sichtbare Anstrengungen zu verstehen. »So als wäre man am falschen Ende eines Fernrohrs gefangen? Jenseits von Zeit und Raum und allen Zusammenhängen?«

»So ähnlich.«

Stille trat ein, als Dr. Allen seine Notizen überflog. Dann rieb er sich die Augen. Offensichtlich kämpfte er mit einem beunruhigenden Gedanken, den er trotz allem aber aussprechen musste. Er sah auf und musterte sie eine Weile, bevor er zu reden begann. »Sind Sie gläubig, Mrs. Cooper?« Dass er sie mit ihrem Nachnamen ansprach, verriet sein Unbehagen.

»Warum fragen Sie?«

»Die Dreifaltigkeit ist ein wichtiges christliches Symbol. Vater, Sohn und Heiliger Geist ...«

»Viele Dinge treten in Dreiergruppen auf: Vater, Mutter, Kind. Gut, schlecht, neutral. Himmel, Erde, Hölle.«

»Ein gutes Beispiel. Sie sind im Glauben erzogen worden, wie ich mich erinnere. Die Begriffe sind Ihnen geläufig.«

»Wir waren Anglikaner, irgendetwas in der Richtung. Ich ging zur Sonntagsschule.«

Dr. Allen wirkte nachdenklich. »Wissen Sie, vermutlich haben Sie recht. Irgendetwas fehlt – das Mädchen, der Raum hinter dem Zimmer. Ob es sich dabei nun um etwas Psychisches, Physisches oder Spirituelles handelt, kann ich noch nicht sagen, aber oft ist es so, dass wir uns am meisten vor dem fürchten, was wir brauchen. Die eindrucksvollsten Geschichten handeln von seltsamen Rettern – Dämonen, die zu Vorbildern werden. Der heilige Paulus zum Beispiel oder ...«

»Darth Vader?«

Er lächelte. »Warum nicht?«

»Das hört sich nach der guten alten Diagnose von Verdrängung an. Glauben Sie mir, ich habe versucht, alles rauszulassen. Es war keine erfreuliche Erfahrung.«

»Würden Sie mir einen Gefallen tun?« Dr. Allen war plötzlich ernst. »Mir wäre sehr daran gelegen, noch etwas zu versuchen, um vielleicht einen entscheidenden Schritt vorwärtszukommen.«

»Schießen Sie los.«

»Könnten Sie in den nächsten vierzehn Tagen ein Tagebuch führen? Schreiben Sie Ihre Gefühle auf, Ihre Impulse, auch Widersprüchliches, egal wie abstrus oder irrational es Ihnen vorkommen mag.«

»Um was zu finden?«

»Das werden wir erst wissen, wenn wir es sehen.«

»Sie können ruhig ehrlich sein. Ist das jetzt der letzte Versuch?«

Er schüttelte den Kopf und lächelte freundlich. »Ich wäre nicht hier, wenn ich nicht der Überzeugung wäre, dass ich Ihnen helfen kann.«

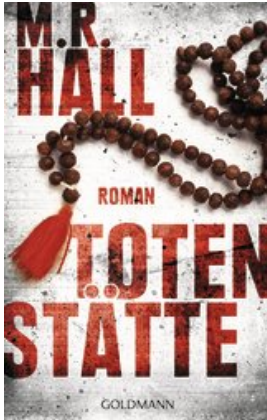
Jenny tat so, als würde seine Antwort sie trösten, aber sie konnte sich nicht gegen das Gefühl wehren, dass die Therapie eine Sackgasse war. Noch hatte sie ein Fünkchen Hoffnung, dass sie irgendwann in den blauen Himmel aufschauen und dabei nichts als ungetrübtes Glück verspüren würde. Wie es dazu kommen sollte, war ihr zwar nicht klar, aber in der Zwischenzeit waren die Diskussionen mit Dr. Allen sicher hilfreich. Immerhin rüttelte er sie gelegentlich auf und brachte sie dazu, in dunkle Ecken zu schauen, die sie sonst mied.

Als sie durch die sternenlose Nacht fuhr, ging ihr eine seiner Formulierungen im Kopf herum: *seltsame Retter*. Das war eine neue Idee. Sie gefiel ihr.

2

Jenny hatte sich daran gewöhnt, mit dem Lärm eines Sechzehnjährigen zu leben, und in gewisser Weise vermisste sie die Geräusche sogar, wenn Ross das Wochenende bei seinem Vater in Bristol verbrachte. Sie hätte Steve anrufen können, den unverbesserlichen Freigeist, den sie ihren »Gelegenheitsfreund« nannte, der sich aber seit fast vierzehn Tagen nicht mehr bei ihr gemeldet hatte. Dabei war er von den Kollegen des Architekturbüros, in dem er im Rahmen seines letzten Studienjahrs ein Praktikum absolvierte, dazu gezwungen worden, sich ein Telefon zuzulegen. Jenny hatte ihn dazu ermutigt, sein selbstauferlegtes Exil auf einem Bauernhof hinter dem Dorf Tintern zu verlassen, wo er zehn Jahre lang versucht hatte, seine Aussteigerfantasien auszuleben. Nun, da er zur Arbeit nach Bristol fuhr und seine Nächte am Zeichentisch verbrachte, sahen sie sich nur noch selten.

Sie gestand es sich ungern ein, wenn sie sich einsam fühlte – der Ausbruch aus einer erstickenden Ehe und das Leben auf dem Land hatten eine Befreiung sein sollen –, aber als sie am frühen Montagmorgen die kurvige Straße durch die dichten, kahlen Wälder des Wye Valley entlangfuhr, war sie froh, bald von ihrer eigenen Gesellschaft erlöst zu werden. Eine ganz gewöhnliche Woche wartete auf sie: Todesfälle in Krankenhäusern und Straßenverkehr, Industrieunfälle, Selbstmorde. Sie zog einen gewissen Trost daraus, den schrecklichen Erlebnissen anderer Menschen mit professi-



M. R. Hall

Totenstätte

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-46912-3

Goldmann

Erscheinungstermin: Juli 2012

Er war ihr einziger Sohn – und er war der Regierung im Weg ...

Jenny Cooper hat eigentlich genug mit ihren eigenen Dämonen zu kämpfen, doch einer verzweifelten Mutter kann sie ihre Bitte nicht abschlagen. Vor sieben Jahren verschwanden in Großbritannien zwei muslimische Studenten. Die Polizei erklärte damals den fassungslosen Eltern, dass die beiden Jungen wegen ihrer Nähe zur islamistischen Bewegung unter der Beobachtung des Geheimdienstes standen und vermutlich aufgebrochen seien, um sich in einem Terrorcamp ausbilden zu lassen. Doch Jenny Coopers Untersuchung des Falls fördert ungeliebte Wahrheiten und ein undenkbares Verbrechen zu Tage ...